PROKINO

Darsteller Amalric (l.), Regisseur Schnabel (r.) bei Dreharbeiten

FILME

Märtyrer der Überlebenslust

Man taucht wie aus tiefem Schlaf auf, öffnet die Augen, erkennt schemenhaft einen Blumenstrauß, eine wehende Gardine. Man sucht sich in seinem Körper zurechtzufinden und begreift mit Erschrecken: Du bist gefangen, gelähmt bis hinab in den kleinsten Zeh, nur das Augenlid zuckt als Schatten durchs Blickfeld. Und dann die Erkenntnis, dieser Alptraum ist kein Alptraum, sondern der erste Tag deines neuen Lebens.

Ohne Umweg, vom ersten Bild an versetzt Julian Schnabels Film „Schmetterling und Taucherglocke“ den Zuschauer in die Situation eines Mannes, der sich, aus langem Koma erwachend, durch einen Hirnschlag bis auf das linke Auge und dessen Lid fast völlig gelähmt findet. Kein Sprechen, kein Nicken, kein Schlucken, doch gefangen in diesem Kopf ein intaktes Bewusstsein, das fieberhaft fragt.

Der Bildersog, durch den Schnabel (zusammen mit seinem ingeniösen Kameramann Janusz Kaminski) in dieses Bewusstsein eintaucht, schafft beklemmende Nähe, überwältigendes Mitgefühl: Der in seiner Starre untauglichste Kinoheld mit dem aufgerissenen Froschauge im verzerrten Gesicht wird zu einem Märtyrer der Überlebenslust.

Der erfolgsverwöhnte Pariser Journalist Jean-Dominique Bauby, 43, Chefredakteur der „Elle“, erwachte Anfang 1996 als Opfer des Locked-in-Syndroms im nordfranzösischen Seebad Berck in einer Spezialklinik. Geringe Hoffnung auf Rekonvaleszenz; im Pariser Café de Flore, so kam Bauby zu Ohren, gehe das Gerücht, dass er nur noch wie ein „Gemüse“ vegetiere. Nach ein paar Monaten hatte er Übung genug, durch Zwinkern mit dem funktionierenden linken Lid einer treuen Mitarbeiterin Buchstabe um Buchstabe Briefe zu diktieren, und er begann ein Buch zu schreiben, „Schmetterling und Taucherglocke“, ein so heiteres wie verzweifeltes Buch, das vom Sieg des Schmetterlings Phantasie über den wie in einer Taucherglocke gefangenen Körper erzählt. Im März 1997, kurz nach der Veröffentlichung des Buches, als sich dessen großer Erfolg gerade abzeichnete, ist Bauby in seinem Klinikbett gestorben. Schnabel hat diese Geschichte – mit dem bewegend zarten, leidensfähigen Mathieu Amalric in der Rolle Baubys – an ihrem realen Ort inszeniert, im alten Hospital über den Dünen von Berck.

Der Film weicht der Qual des sabbernden Krüppels nicht aus und lässt ihm Zeit für die eine Träne des Glücks beim Ausflug im Rollstuhl ans Meer mit der Ex-Frau und den Kindern. Welle um Welle aber bewegt sich dagegen der Bilderfluss der Erinnerung: der geliebte Vater, der ihn überleben wird, die Frauen, die Reisen, die eitlen Erfolge, die kleine Chronik des nie Wiedergutzumachenden.

Schnabel, 56, berühmter New Yorker Maler, hat autodidaktisch bisher drei höchst eigenwillige Spielfilme gedreht, drei Lebensgeschichten von der Art, wie sie kein Autor erfinden und vielleicht auch kein anderer Regisseur als Film erzählen könnte: 1996 „Basquiat“, die kometenhafte Karriere eines Graffiti-Künstlers; 2000 „Before Night Falls“, die Vita eines kubanischen Dichterrebellen; und nun eben Baubys „Schmetterling und Taucherglocke“.

Das Besondere, das diese Filme prägt, ist die leidenschaftliche Identifikation mit dem Helden, die Lust an assoziativen, collagehaften Erzählformen und die Stilisierung einer Lebensgeschichte zur Sterbensgeschichte, zur Künstler-als-Märtyrer-Passion, die Reverenz vor dem aus der Ferne verehrten Tarkowski.

ARCHITEKTUR

„Wir haben kein Talent fürs Glück“

Der in London lebende Autor Alain de Botton, 38, über den Einfluss verschiedener Baustile auf das menschliche Wohlbefinden und sein neues Buch „Glück und Architektur“

RICHARD SAKER / REX FEATURES

SPIEGEL: Herr Botton, wie müssen Häuser gebaut sein, damit die Bewohner darin glücklich sind?

Botton: Wir finden in der Architektur, was uns das Leben sonst nicht bietet. Ein Chinese, der in eine Neubauwohnung mit Zentralheizung ziehen darf, sehnt sich nicht nach Landleben, sondern nach New Yorker Loft-Charme. Ein europäischer Bildungsbürger möchte nicht überall Ecken, Metall und Glas um sich haben.

SPIEGEL: In Ihrem Buch „Glück und Architektur“ untersuchen Sie den Einfluss von Gebäuden und Räumen auf die Psyche. Können Depressionen Folge misslungener Bauten sein?

Botton: Architektur wirkt auf unsere Laune wie das Wetter. Ein kalter Regenguss oder ein grauer Betonklotz können unsere Stimmung ruinieren. Häuser haben eine Ausstrahlung: Die Gebäude in Frankfurt und Detroit suggerieren, dass man Grund hat, unglücklich zu sein. In Amsterdam oder New York hingegen strahlen sie Hoffnung aus.

SPIEGEL: Warum gibt es dann so viele hässliche Gebäude auf dieser Welt?

Botton: Wir Menschen haben kein Talent dazu, uns selber glücklich zu machen. Man könnte auch fragen: Warum heiraten viele den falschen Partner? Ungeduld, Gedankenlosigkeit und Pech spielen da eine Rolle. Mit der Architektur ist es ähnlich: Man braucht Geld, Geschmack, Intelligenz – und gute Kunden. Sonst entsteht Mittelmäßigkeit.

SPIEGEL: Viele Menschen in westeuropäischen Städten sehnen sich nach Altbau, Stuck und Parkett. Ist das nicht ein Armutszeugnis für die moderne Architektur?

Botton: Die beste Lösung wäre, historische und moderne Elemente miteinander zu verbinden. Ein gutes Beispiel dafür ist Holland. Dort sind die Gebäude weder kitschig noch pseudonostalgisch – aber auch nicht befremdlich modern. Da sehen Häuser noch aus wie Häuser. Bewohner europäischer Städte werfen modernen Architekten oft vor: Deren futuristische Gebäude seien nicht mal mehr als Haus zu erkennen.